

SOPHIE MARTALER
Die Erben von Seydell
Die Schicksalsjahre



Sophie Martaler

Die ERBEN *von*
SEYDELL

Buch 2

Die Schicksalsjahre

Roman

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2021

Copyright (c) 2020 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Gestaltung des Umschlags und der Umschlaginnenseiten:

UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München; picture-alliance/dpa/dpaweb;

David Baker/Trevillion Images

Redaktion: Marion Voigt

Karte: © Peter Palm, Berlin

BH · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49140-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Das Schicksal kommt nicht von irgendwoher,
es wächst im eigenen Innern.*

frei nach Hermann Hesse

Atlantischer Ozean

- Mittelmächte
- Entente
- Verbündete der Entente
- Neutrale Staaten







Kapitel 1

Lüneburger Heide, Mai 1914

Der Tag war kühl gewesen, und ein frischer Wind hatte Sprühregen über das Land geweht. Jetzt aber war die Wolkendecke aufgerissen, und die Abendsonne ließ die roten Backsteinmauern von Seydell warm leuchten. Das Innere des großen Herrenhauses erstrahlte festlich im Licht der unzähligen Kerzen, deren Flammen sich in den Kristallprismen des Kronleuchters spiegelten.

Luise lächelte und nippte an ihrem Champagner. Die Musik, die Gäste, das Essen und nun sogar das Wetter, alles war perfekt für die Verlobung ihrer Tochter. Es gab nur zwei Wermutstropfen: Der eine war das Fehlen ihres ältesten Sohnes Robert, der andere die Anwesenheit dieser Dirne Rebekka Stein, die in ihrem geschlitzten Kleid nach der neuesten Tango-Mode nicht einmal versuchte, den Schein zu wahren. Doch davon würde Luise sich den Abend nicht verderben lassen, sie war viel zu dankbar.

Luise fing Anna-Marias Blick auf, die selig lächelte. Wie sehr hatte Luise sich in den vergangenen Jahren gewünscht, ihre Tochter so glücklich zu sehen, doch meistens vergeblich. Sie wusste nicht mehr, wann Anna-Maria

das Lächeln verloren hatte. Eines Tages jedoch war ihr aufgefallen, dass das Mädchen an der Schwermut litt und immer trübsinniger wurde. Luise hatte alles versucht, um sie aufzumuntern. Sie war mit Anna-Maria nach Berlin gereist, wo sie Konzerte und Ausstellungen besucht und im Kaufhaus Wertheim Kleider und Hüte nach der neuesten Mode gekauft hatten. Vergeblich. Luise wollte ihre Tochter auch nach Paris schicken, fest davon überzeugt, dass diese Stadt jedes Mädchen glücklich machen musste. Doch Anna-Maria hatte sich strikt geweigert. In ihrer Verzweiflung suchte Luise sogar einen Arzt auf, der ihrer Tochter Medikamente verschrieb, doch die hatten das Leiden bloß verschlimmert.

Und dann waren sie im vergangenen Sommer zum Abendessen bei der Familie Klimmeck gewesen. Lothar Klimmeck war Staatsanwaltschaftsrat in Lüneburg, er und Ludwig kannten sich von den Treffen des Alldeutschen Verbandes. An dem Abend hatte Anna-Maria Klimmecks Sohn Enno kennengelernt, der in Jena Jura studierte, und seither war sie wie ausgewechselt. Plötzlich konnte sie wieder lachen, ihre Wangen schimmerten rosig, und ihre Augen glänzten.

Deshalb hatte Luise ihren Mann dazu gedrängt, sofort der Verlobung zuzustimmen, obwohl Anna-Maria erst siebzehn war. Mit der Heirat würden die beiden ohnehin warten, bis Enno das Studium beendet hatte.

Luise trat zu ihrer Tochter. »Glücklich?«

»Ich könnte die ganze Welt umarmen!« Anna-Maria strahlte Luise an. »Ist Enno nicht wunderbar, ist er nicht der beste Mann, den eine Frau sich wünschen kann?«

Luise lächelte. »Das ist er, mein Kind.«

In ihren Augen war Enno Klimmeck ein eher unscheinbarer junger Mann, schmal gebaut und mit einem kindlichen Gesicht, dem man nicht ansah, dass er bereits zweiundzwanzig war. Seine äußere Erscheinung passte zu seinem Wesen. Er war ein gutherziger, friedfertiger Bursche, nicht so laut und wild wie viele seiner Altersgenossen. Zwar gehörte Enno der schlagenden Studentenverbindung Corps Thuringia an, doch Luise hatte den Verdacht, dass er dieser vor allem seinem Vater zuliebe beigetreten war. Lothar Klimmeck war heute in seiner Hauptmannsuniform erschienen, die noch immer perfekt saß. Überhaupt schien ihm alles Militärische überaus wichtig zu sein, mehr noch als Ludwig, der den Alldeutschen zwar nach dem Mund redete, jedoch mehr Lebemann als Militarist war.

Klimmecks Frau Dorothea war das genaue Gegenteil ihres Mannes. Üppig, warmherzig, redselig. Für die Warmherzigkeit war Luise Dorothea Klimmeck unendlich dankbar, denn sie hatte die Eigenschaft offenbar auf ihren Sohn übertragen und diesen so zu dem Mann gemacht, der Anna-Maria von ihrer Schwermut erlöst hatte.

Außer den Klimmecks hatten Ludwig und Luise ein halbes Dutzend Familien eingeladen, mit denen sie regelmäßigen Umgang pflegten. Darunter auch Kommerzienrat von Seggern und seine Frau, deren Tochter im vergangenen Jahr einen ostpreußischen Großgrundbesitzer geheiratet hatte. Es gab einmal eine Zeit, da hatte Luise gehofft, die Bankierstochter würde ihren Sohn Robert heiraten. Aber das war, bevor Ludwig seinen Erstgeborenen enterbt hatte.

Eben wegen dieses Zerwürfnisses war Robert heute nicht anwesend. Vor den Gästen hieß es, dass der junge Rittmeister in Berlin unabkömmlich sei. Tatsächlich war Robert seit jenem fatalen Sommerabend vor acht Jahren, als die Wahrheit über seine Herkunft ans Licht gekommen war, kaum ein Dutzend Mal auf Seydell gewesen, und das auch nur, weil Luise ihrem Mann mit Scheidung gedroht hatte, sollte er es nicht erlauben.

Meistens war Robert zu Weihnachten für ein paar Tage in die Lüneburger Heide gereist, außerdem im Februar vor zwei Jahren zu Luises vierzigstem Geburtstag sowie zur Beerdigung der Hauswirtschafterin Agnes Kirchhoff, die im Herbst 1910 mit sechsundsechzig Jahren tot umgefallen war. Zuvor war sie immer vergesslicher geworden, doch trotz ihrer jahrelangen Feindschaft hatte Luise es nicht übers Herz gebracht, der altgedienten Angestellten zu kündigen. Seit ihrem Tod stand das ehemalige Stu-
benmädchen Anni Mälzer dem Hausstand vor, das jetzt zu Luise trat.

»Es ist alles gerichtet, gnädige Frau, wir können jederzeit mit dem Auftragen der Speisen beginnen.«

»Danke, Anni.« Obwohl ihr als Hauswirtschafterin die Anrede Fräulein Mälzer zustand, nannte Luise die Frau, die genauso alt war wie sie selbst, noch immer beim Vornamen. Anni selbst hatte darauf bestanden.

Gerade wollte Luise die Gäste ins Speisezimmer bitten, wo das Diner eingenommen werden sollte, als die Türglocke einen weiteren Gast ankündigte.

Einer der Diener, die sie für den Abend gemietet hatten, eilte in die Eingangshalle. Wenig später drehten sich

alle Gäste zur Tür des Salons um, wo der Neuankömmling stand. Luise entfuhr ein leiser Schrei. Anna-Maria eilte ihrem Bruder entgegen.

»Du hast es geschafft, Robert. Wie wunderbar!«

»Ich habe es dir doch versprochen, Näschen.« Er hob sie hoch und wirbelte sie herum. »Glaubst du, ich lasse mir die Verlobung meiner Schwester entgehen?«

Luise warf einen hastigen Blick zu Ludwig, der mit erstarter Miene neben Rebekka Stein stand. Zum Glück schenkte ihm niemand Beachtung.

»Ich nehme an, das ist der Herr Rittmeister, der Erbe von Seydell«, sagte Lothar Klimmeck und streckte die Hand aus. »Hocherfreut. Klimmeck, Hauptmann der Reserve.« Er drehte sich um. »Bringt dem Mann ein Glas Champagner!«

Nun setzte das Gemurmel wieder ein. Robert wurde begrüßt und mit Fragen über die Lage in Berlin bestürmt. Ob die Gerüchte stimmten, dass es bald Krieg geben werde, ob es ihn an die Front dränge, ob man es den Franzosen wieder zeigen werde.

Robert wehrte alle Fragen mit einem Lächeln ab. »Heute geht es nicht um mich und auch nicht um das Reich, sondern einzig und allein um meine Schwester und ihren Zukünftigen«, verkündete er.

Luise wartete, bis der Trubel sich ein wenig gelegt hatte und Robert sich zu ihr gesellte. »Hallo, Mutter.« Er küsste sie auf die Wange.

»Mein Junge.« An jenem schrecklichen Tag vor acht Jahren, als sie ihm eröffnet hatte, wer sein leiblicher Vater war, hatte Luise befürchtet, dass er nie wieder ein Wort mit ihr

reden würde. Tatsächlich war es schwierig gewesen, sein Vertrauen zurückzugewinnen. Umso erleichterter war sie, dass er ihr offensichtlich vergeben hatte.

»Näschen sieht glücklich aus.«

»Du sollst sie nicht so nennen, Robert. Sie ist kein Kind mehr.«

»Erinnerst du dich noch an die Zeit, als sie so neugierig war, dass sie überall ihr Näschen reingesteckt hat?«

Luise seufzte.

Robert blickte sich suchend um. »Wo steckt mein kleiner Bruder?«

Luise zuckte mit den Schultern. »Eben war er noch hier.«

Robert presste die Lippen zusammen. »Er hat sich mein netwegen verdrückt.«

»Unsinn«, widersprach Luise, obwohl sie den gleichen Verdacht hatte.

Bruno kam nach seinem Vater. Er war egoistisch, durchtrieben und missgünstig, und er hasste seinen großen Bruder. Es war fast wie damals bei seinem Vater und seinem Onkel. Bruno und Robert waren ebenso Feuer und Wasser, wie Ludwig und Alexander es gewesen waren. Als würde das Schicksal sich wiederholen.

Ein Klinnen riss Luise aus ihren Gedanken. Enno Klimmeck stand in der Mitte des Salons und klopfte mit einem Silberlöffel an sein Champagnerglas. Die Gespräche verstummen, alle sahen ihn erwartungsvoll an. Er winkte Anna-Maria, die zögernd neben ihn trat. In ihrem eleganten engen Kleid mit Schleppen sah sie wunderschön aus, wie Luise voller Stolz feststellte.

»Verehrte Gäste«, begann Enno, »vor Ihnen steht ein sehr glücklicher Mann. Vor fast genau einem Jahr habe ich Anna-Maria zum ersten Mal gesehen und mich auf der Stelle unsterblich in sie verliebt. Zu meinem großen Erstaunen erwidert sie meine Gefühle.«

Einige der Umstehenden lachten leise.

»Vor sechs Wochen habe ich es nicht länger ausgehalten und um ihre Hand angehalten, und heute steht sie hier neben mir als meine Braut.«

Applaus brandete auf, Enno hob die Hand und sah seiner Verlobten in die Augen. »Als dein Ehemann möchte ich dir die Welt zu Füßen legen, meine liebe Anna-Maria, doch heute Abend ist mein Geschenk bescheidener. Sicherlich erinnerst du dich, dass alles mit einem kleinen Vogel begann.«

Luise bemerkte, wie ihre Tochter errötete.

»Diese bezaubernde junge Dame hier stieß in unserem Haus versehentlich an einen Beistelltisch, als wir einander vorgestellt wurden, und ein kleiner Vogel aus Porzellan fiel herunter. Ich konnte ihn rechtzeitig auffangen, bevor er auf dem Boden zerbrach. Liebste Anna-Maria, das hier ist der Vogel, der unser Glück begründet hat.« Er stellte das Glas ab und zog eine kleine Porzellanfigur aus seiner Westentasche. »Dieses Geschöpf ist wunderschön, wenn auch nicht annähernd so schön wie du, Liebste, und ich werde dich ebenso hüten und beschützen, dich auffangen, wenn du fällst, das verspreche ich dir.«

Er drückte ihr die Figur in die Hand, schloss ihre Finger darum und küsste sie sanft.

Wieder applaudierten die Gäste.

»Schön gesagt, mein Junge«, sagte Dorothea Klimmeck mit einem Seufzer und tupfte sich die Augen mit einem Taschentuch ab.

Ludwig räusperte sich. »Dann sollten wir jetzt zum Essen schreiten. Wenn Sie mir bitte folgen wollen!«

Auf dem Weg ins Speisezimmer kamen Anna-Maria und Enno an Luise und Robert vorbei.

»Ich hoffe, Sie haben nicht vor, meine Schwester wie einen Vogel in den Käfig zu sperren«, neckte Robert seinen zukünftigen Schwager.

»Um Himmels willen, nein«, erwiderte Enno erschrocken. »Das würde ich niemals tun.«

»Dann ist es ja gut.«

»Hör nicht auf ihn, Enno.« Anna-Maria blitzte ihren Bruder ärgerlich an und zog ihren Verlobten weg.

»Robert«, schalt Luise ihren Sohn, als die beiden außer Hörweite waren, »musst du den jungen Mann so verschrecken?«

Sie wollte noch etwas hinzufügen, doch in dem Augenblick bemerkte sie Bruno, der aus dem Dienstbotentrakt in die Eingangshalle schlüpfte. Etwas an der Art, wie er sein Jackett richtete, beunruhigte sie. Hastig wandte sie sich wieder Robert zu und hakte sich bei ihm unter, bevor sie gemeinsam das Speisezimmer betrat. Heute war ein glücklicher Tag, und den würde sie sich von nichts und niemandem verderben lassen.

Martha Horitza stand mit zitternden Knien neben der Hintertür im Hof und atmete tief ein und aus. Langsam flaute die Übelkeit ab. Sie lehnte sich gegen die Haus-

wand. Diesen Abend hatte sie sich wahrhaft anders vorgestellt. Dabei hatte alles so wunderbar begonnen. Kurz vor Ankunft der Gäste hatte Martha erst der Herrin und dann der Tochter beim Ankleiden und Frisieren geholfen. Obwohl die Kleider für die vornehmen Damen längst nicht mehr so schwierig anzuziehen waren wie zu der Zeit, als sie angefangen hatte, auf dem Gestüt zu arbeiten, gab es noch immer genug für sie zu tun. Vor allem im Frisieren war Martha eine wahre Meisterin, und die gnädige Frau wusste das zu schätzen. Luise war bester Laune gewesen und hatte fröhlich mit Martha geplaudert. Die beiden waren trotz ihrer ungleichen Stellung so etwas wie Freundinnen. Mehr noch, sie waren sogar heimliche Schwägerinnen, Martha war mit Luises unehelichem Halbbruder Georg verheiratet. Das jedoch wussten nur Martha, Georg und die Herrschaften.

Martha hatte sich von Herzen über den heutigen Tag gefreut, sie wünschte Anna-Maria alles Glück der Welt. Dennoch verspürte sie auch einen schmerzhaften Stich in der Brust, wann immer sie daran dachte, dass auf Seydell bereits die nächste Generation heiratete und bestimmt auch bald Nachkommen in die Welt setzen würde, während sie selbst niemals ein eigenes Kind in den Armen wiegen würde.

Vierzig Jahre war sie nun alt und würde mit Sicherheit nicht mehr schwanger werden. Anfangs hatte sie jeden Monat um die Regel gebetet, hatte Angst davor gehabt, ein Kind zu empfangen, das sein würde wie Cäcilie. Doch dann waren die Jahre gekommen, in denen es ihr egal gewesen wäre und sie sich nichts mehr gewünscht hatte

als ein Baby. Hauptsache, Georgs Augen hätten nicht mehr diesen kummervollen Ausdruck, der sogar in den glücklichsten Stunden nicht ganz verschwand.

Er hatte sich damit abgefunden, dass er nicht Vater werden würde und das kleine Haus in Birkmoor vergeblich ausgebaut hatte, um Platz für eine Familie zu schaffen. Und er liebte Martha nicht weniger, weil sie kinderlos waren. Dennoch war seine Trauer mit Händen zu greifen. Als uneheliches Kind war er in einem Heim aufgewachsen, in dem Strenge und Lieblosigkeit geherrscht hatten. Er wollte es gern besser machen, wollte einem Kind ein echtes Zuhause und die Liebe eines Vaters schenken.

Nachdem die Herrschaften nach unten in den Salon gegangen waren, hatte Martha sich darangemacht, Luises Zimmer aufzuräumen, ihre Arbeit jedoch unterbrochen, um vom Fenster aus zuzusehen, wie die Kutschen vorfuhren und die Gäste das Haus betrat. Kurz nachdem alle eingetroffen waren, kam ein Reiter die Lindenallee heraufgesprengt, und Marthas Herz machte einen Satz. Es war Robert. Bestimmt hatte Anna-Maria das eingefädelt, sie liebte ihren Bruder abgöttisch, er war der Einzige, in dessen Gegenwart sie unbeschwert war und lachen konnte. Zumindest war es lange Jahre so gewesen. Bis Enno Klimmeck aufgetaucht war.

Martha hatte ein Stoßgebet zum Himmel geschickt, dass der Hausherr keine Szene machen würde, und sich abgewandt, um den Schmuck ihrer Herrin wegzuräumen. Luise trug heute Abend lediglich das Medaillon mit dem Foto ihrer Mutter, an dem sie sehr hing. Martha verstaute die übrigen Stücke in der Schatulle, die Robert seiner

Mutter zum vierzigsten Geburtstag geschenkt hatte. Sie war wunderschön, aus dunklem Holz gefertigt und mit Intarsien in Form von silbernen Schwänen verziert.

Als Martha mit dem Aufräumen fertig war, ging sie über die Dienstbotentreppe nach unten. In der Schuhkammer stand noch ein Paar schlammige Reitstiefel, die Luise am Morgen bei ihrem Ausritt getragen hatte. Als Martha auf dem Treppenabsatz ankam, hörte sie Tuscheln und Kichern.

Bestimmt die Stubenmädchen. Hatten die etwa nichts zu tun? Martha machte sich bereit, die beiden zurechtzuweisen und an die Arbeit zu schicken, als sie eine Männerstimme vernahm.

»Du machst mich noch verrückt, weißt du das?«

Martha erstarnte. Das war der junge Herr.

Jetzt schrie das Mädchen auf. »Au, du tust mir weh, Bruno.«

Großer Gott, es war Gerti, die Neue. Die arme Kleine, Martha musste eingreifen, Bruno in seine Schranken weisen. Aber sie fürchtete sich vor ihm. Er war erst fünfzehn, ein Jahr jünger noch als Gerti, doch er war groß und kräftig. Und er war wie sein Vater.

Während Martha noch fieberhaft überlegte, was sie tun sollte, sprachen die beiden wieder.

»Ist es so besser?«, fragte Bruno mit rauer Stimme.

»Viel besser.«

Gütiger Himmel! Martha fasste sich ein Herz und spähte um die Ecke in den Korridor.

Gerti stand mit dem Rücken zur Wand, Bruno vor ihr. Er hatte ihr die Bluse aufgeknöpft und seine Hand hineinge-

steckt. Gerti blinzelte ihn keck an und schien zu genießen, was er mit ihr tat.

Martha wurde übel. Eine Erinnerung blitzte in ihr auf, die sie in die hinterste Ecke ihres Gedächtnisses verbannt hatte. Sie wollte wegrennen, doch ihre Beine versagten ihr den Dienst.

Jetzt schob Bruno dem Mädchen den Rock hoch. Gerti wehrte sich nicht, im Gegenteil, sie griff nach seiner Hose und öffnete den Gürtel.

»Warte«, raunte Bruno. »Lass uns von hier verschwinden, bevor wir erwischt werden.«

»Die Schuhkammer ist leer«, flüsterte Gerti.

Ohne sich voneinander zu lösen, bewegten sie sich auf den Raum zu, der ein Stück weiter den Korridor hinunter lag. Das Letzte, was Martha sah, bevor die Tür hinter den beiden zufiel, war Gertis Hand, die in Brunos Hosenschlitz verschwand.

Der Anblick war wie ein Faustschlag in die Magengrube. Martha schaffte es gerade noch, die Hintertür zu erreichen. In hohem Bogen erbrach sie sich auf das Kopfsteinpflaster des Hofs, wieder und wieder, bis nur noch Galle kam.

Navarra, am selben Abend, Mai 1914

Die Nacht war lau und vom Geruch nach frisch gemähtem Gras erfüllt, unter den sich der Duft der Rosen mischte, die Isabella vor vielen Jahren entlang der Einfahrt gepflanzt hatte. Der Himmel war mit Milliarden von Ster-

nen übersäht, funkeln wie Strasssteine an einem Brautschleier.

Doch Alexander von Seydell konnte sich nicht an ihrer Schönheit erfreuen. Es musste bald Mitternacht sein, und seine Tochter war noch nicht zu Hause. Obwohl er ihr verboten hatte, das Gestüt zu verlassen, hatte sie sich heimlich davongeschlichen, wie so oft in letzter Zeit. Aber nicht, um auszureiten. Dafür hätte er Verständnis gehabt, das würde er ihr auch nicht verbieten. Ganz im Gegenteil. Früher waren sie häufig gemeinsam in die Berge geritten. Es waren schöne, unbeschwerete Stunden gewesen, eigentlich die einzigen, in denen er seiner Tochter nahe gewesen war, denn er tat sich schwer damit, Cristina Vater und Mutter zugleich zu sein. Viel zu oft hatte er sich in den vergangenen Jahren im Stall verkrochen oder Arbeit auf den Koppeln vorgeschrüttet und es seinem Gesinde überlassen, sich um seine Tochter zu kümmern.

Flora, die alte Köchin, hatte sich sehr um das Mädchen bemüht. Aber auch ihr war Cristina schon vor langer Zeit entglitten. Alexander wusste, dass er seiner Tochter nicht so viel hätte durchgehen lassen dürfen. Doch wie hätte er streng gegenüber einem Kind sein können, das so früh seine Mutter verloren hatte?

Nun hatte sich vor einigen Wochen auch noch der Hauslehrer, den Alexander für seine Tochter eingestellt hatte, in den Ruhestand verabschiedet. Einen Ersatz hatte er noch nicht gefunden. Im Frühjahr gab es immer viel auf dem Gestüt zu tun, sodass Alexander das Problem vertagt hatte. Seit der Lehrer fort war, ließ sich Cristina noch weniger bändigen. Mehrmals in der Woche schlich sie schon früh

aus dem Haus, sattelte ihre Stute und blieb den ganzen Tag verschwunden. Anfangs hatte Alexander noch angenommen, dass sie lange Ausritte unternahm, und lediglich darauf bestanden, dass sie auf sich achtgab und vor Einbruch der Dunkelheit zurückkehrte. Doch dann hatte einer der Knechte ihn darauf hingewiesen, dass Cristina nicht einen der Wege in die Berge, sondern die Straße hinunter ins Tal nahm. Also war Alexander ihr eines Morgens gefolgt und hatte herausgefunden, dass sie nach Urroz ritt, einem Ort, der etwa auf halber Strecke zwischen Los Pinos und Pamplona lag, wo sie sich mit einem jungen Mann traf.

Der Bursche hieß Felipe de Olivarez, war der Sohn eines Milchbauern und nach allem, was Alexander über ihn in Erfahrung gebracht hatte, ein anständiger Bursche. Ein wenig sehr temperamentvoll vielleicht, ein wenig zu radikal in seinem Kampf für die Rechte der Arbeiter, aber kein schlechter Mensch. Doch Cristina war erst vierzehn, viel zu jung für die Liebe und erst recht für einen Kerl, der bereits achtzehn war. Mal ganz abgesehen davon, dass eine Frau sich nicht einfach ohne Begleitung mit einem Mann treffen durfte, wenn sie ihren Ruf nicht aufs Spiel setzen wollte. Und Cristina würde noch ganz anderen Männern begegnen, sobald die Zeit gekommen war, Männern von ihrem Stand, gebildet und mit dem nötigen Vermögen, um ihr das Leben zu ermöglichen, das sie gewohnt war.

An jenem Abend hatte Alexander lange mit Cristina gesprochen und ihr erklärt, warum er sich Sorgen machte und ihr verbieten musste, Felipe weiterhin zu treffen, warum er darauf bestehen musste, dass sie Los Pinos nur noch in Begleitung verließ. Sie hatte zunächst heftig protestiert,

dann aber eingelenkt und zu allem, was er sagte, brav genickt, und das hatte ihn in falsche Sicherheit gewiegt.

Alexander horchte auf, als Hufschlag ertönte. Endlich. Im nächsten Augenblick sah er Cristina auf ihrer Stute. Als sie durch das Tor trabte, stellte er sich ihr in den Weg und griff nach den Zügeln.

Cristina schrie auf. »Du hast mich erschreckt, Vater.«

»Du mich auch. Wir hatten ausgemacht, dass du nicht allein ausreitest.«

»Ich bin kein kleines Kind mehr.«

»In der Tat. Du bist eine unverheiratete junge Frau und solltest auf deinen Ruf achten. Absteigen!«

Cristina rutschte aus dem Sattel. »Das ist albern, Vater. Weder eine Bäuerin noch eine Arbeiterfrau geht in männlicher Begleitung aus. Niemand verurteilt sie dafür. Wie auch? Sie müssen Geld verdienen und sich zudem noch um den Haushalt und die Familie kümmern.«

»Du bist aber keine Bäuerin. Und du musst auch keine Familie ernähren. Oder willst du bei Flora in die Lehre gehen, so wie Belen?« Alexander schob die Stute zur Seite, um seiner Tochter in die Augen zu sehen. »Du kannst gleich morgen in der Küche anfangen. Deine Mutter war sich auch nie zu schade, mit anzupacken, wenn Not am Mann war.«

»Meine Mutter, die Heilige.« Cristina verschränkte die Arme. »Ich kann es nicht mehr hören.« Sie lief trotzig ein paar Schritte von ihm weg, drehte sich dann um. »Mutter ist tot, hörst du? Tot! Tot! Jetzt hast du nur noch mich, die dumme, faule, ungehorsame Tochter.«

Alexander schluckte hart. »Ich bin sehr froh, dass ich

dich habe, Cristina. Genau deshalb möchte ich dich beschützen. Du weißt so wenig von der Welt.«

»Ich weiß mehr, als du denkst. Ich weiß, dass die Welt ungerecht ist, dass einige wenige alles besitzen, obwohl sie nie etwas dafür getan haben, und dass andere sich kaputt-rackern und es dennoch nicht zum Leben reicht. Und du...« Sie zeigte mit dem Finger auf ihn. »Du bist einer von denen, die auf Kosten der Armen in verschwenderischem Prunk leben, einer von diesen Schmarotzern, die das Land aussaugen, bis nichts mehr da ist als unfruchtbare, vertrocknete Ödnis.«

»Du hältst mich für einen Ausbeuter?«, fragte Alexander fassungslos. »Du weißt, dass ich genauso hart schufte wie jeder Knecht auf Los Pinos, dass ich mir für keine Arbeit zu schade bin, dass ich abends oft der Letzte im Stall bin und morgens der Erste. Du kannst mir vieles vorwerfen, Cristina, meinetwegen auch, dass ich ein schlechter Vater bin. Aber das nicht.«

»Trotzdem ist es nicht gerecht.«

»Redet er dir das ein?«

»*Er* hat einen Namen. Er heißt Felipe. Und er muss es mir nicht einreden, ich sehe es überall. Wusstest du, dass Belen nicht einmal ihren eigenen Namen schreiben kann? Sie hat von klein auf zu Hause geholfen und nie eine Schule von innen gesehen.«

»Belen ist Analphabetin?« Alexander vergaß für einen Augenblick seine Wut auf Cristina.

»Flora hat es gut vor dir verborgen, nicht wahr? Sie wollte ihrer Großnichte etwas Gutes tun, aber sie hatte Angst, dass du sie nicht einstellst, wenn du davon erfährst.«

»Das wusste ich nicht.«

»Natürlich nicht. Für dich gibt es nur deine Pferde, Vater. Etwas anderes willst du nicht sehen. Da draußen leben Tausende wie Belen, die Hälfte der spanischen Bevölkerung kann nicht lesen und schreiben.«

»Und das wirfst du mir vor?«

»Männern wie dir, die Reichtum anhäufen, während andere nicht genug haben, um ihre Familie zu ernähren, selbst wenn sie noch so hart arbeiten. Für diese Menschen kämpft Felipe. Niemand soll etwas besitzen, alles soll allen gehören.«

»Dann will dein Felipe uns also Los Pinos wegnehmen.«

Cristina stemmte die Hände in die Hüften. »Du willst es nicht verstehen, Vater.«

»Ich verstehe sehr wohl. Geh auf dein Zimmer, sofort. Wir sprechen morgen darüber.«

Cristina rührte sich nicht von der Stelle.

»Auf dein Zimmer«, wiederholte Alexander. Er war verärgert, aber vor allem war er müde. Und schockiert über das, was seine Tochter zu ihm gesagt hatte, über das, was sie über ihn dachte.

»Du kannst mich auf mein Zimmer schicken, du kannst mich einsperren«, verkündete Cristina. »Es wird nichts daran ändern, was ich denke.« Sie wandte sich ab und stapfte auf das Haus zu.

Das werden wir ja sehen, dachte Alexander und führte die Stute in den Stall.

Lüneburger Heide, am selben Abend, Mai 1914

Es war spät, als Luise endlich ihr Nachthemd überstreifte. Sie hatte Martha, die sich anscheinend den Magen verdorben hatte, nach Hause geschickt und sich allein umgekleidet. Der Abend war ein voller Erfolg gewesen, selbst Bruno und Robert waren nicht aneinandergeraten, ganz im Gegenteil, Bruno hatte sogar mit seinem älteren Bruder gescherzt. Vielleicht bestand ja doch noch Hoffnung, dass die beiden sich zusammenraufen würden.

Gerade als Luise ins Bett gehen wollte, wurde die Tür aufgestoßen, und Ludwig marschierte ins Zimmer.

»Das hast du ja wirklich schlau eingefädelt, meine Liebe«, bemerkte er sarkastisch.

Natürlich. Wie hatte sie so dumm sein können anzunehmen, er würde die Sache auf sich beruhen lassen.

»Wenn du Robert meinst, damit habe ich nichts zu tun.« Luise trat vorsichtshalber ein paar Schritte zurück. Ludwig hatte reichlich dem Alkohol zugesprochen, das machte ihn unberechenbar.

»Blödsinn.« Er knallte die Tür zu. Immerhin schien auch er nicht zu wollen, dass jeder im Haus ihren Streit mitbekam.

»Ich war genauso überrascht wie du«, erklärte Luise so ruhig wie möglich. »Deine Tochter hat ihn eingeladen. Du weißt, wie sehr sie an ihm hängt.«

»Die dumme Pute. Wenn sie wüsste ...«

»Fang nicht damit an, Ludwig.«

»Warum nicht? Ist es dir etwa unangenehm? Vielleicht

haben wir noch viel zu wenig darüber geredet. Vielleicht kenne ich noch immer nicht die ganze Wahrheit. Vielleicht ist Anna-Maria ebenso ein Bastard wie Robert.«

»Das ist blanker Unsinn, Ludwig. Als sie geboren wurde, war Alexander schon Jahre fort.«

»Ach, glaubst du wirklich, ich weiß nicht, dass mein verommener Bruder nicht der Einzige war, mit dem du ins Bett gestiegen bist? Hältst du mich für so dämlich?«

Luise erschrak. »Anna-Maria ist dein Kind, Ludwig. Und Bruno ist es auch.«

»Ich habe lediglich dein Wort dafür. Das Wort einer Hure.«

»Rede nicht so mit mir, Ludwig! Ich jedenfalls habe immerhin noch so viel Anstand, meine Liebschaften nicht zu Familienfeiern einzuladen.« Das stimmte nicht, wie Luise im selben Moment einfiel. Auf dem folgenschweren Sommerfest vor acht Jahren war ihr damaliger Geliebter Rittmeister Leopold von Arnim unter den Gästen gewesen. Doch niemand hatte etwas von der Affäre gewusst oder auch nur geahnt, während Ludwigs Techtelmechtel mit Rebekka Stein ein offenes Geheimnis war. »Du jedoch hast keinerlei Hemmungen, dieses Flittchen zur Verlobung deiner Tochter mitzubringen.«

»Rebekka ist kein Flittchen. Sie ist eine seriöse Schauspielerin.«

Luise lachte bitter. »Ich kann nicht glauben, dass wir dieses Gespräch führen.«

Ludwig baute sich vor ihr auf. Seine nächsten Worte waren in eine Alkoholwolke gehüllt. »Wage ja nicht, Rebekka zu beleidigen, hörst du? Sie ist eine anständige

junge Frau, die sich ihren Lebensunterhalt mit harter Arbeit verdient.«

Luise presste die Lippen zusammen. Ludwig schien es wirklich ernst zu sein. Er hatte die Schauspielerin vor einigen Monaten bei einer seiner zahlreichen Berlinreisen kennengelernt. Wo und wie genau, wusste Luise nicht. Rebekka Stein hatte in einer Reihe von Filmen mitgewirkt, hatte junge Frauen in Not gespielt, die um ihr Glück kämpften und dabei in allerlei absurde Situationen gerieten. Bisher hatte Luise sich nicht an Ludwigs Affäre mit ihr gestört, sie war der Frau sogar dankbar gewesen, weil sie ihren Mann bei Laune hielt. Doch offenbar machte Ludwig sich mehr aus ihr, als Luise geahnt hatte.

»Was sagen denn deine Freunde von den Alldeutschen zu deiner Liaison?«, fragte sie mit schneidender Stimme. »Einer der Ihren steigt ins Bett mit einer Jüdin, wie kann das angehen? Sind nicht für euch die Juden schuld am gesamten Elend dieser Welt?«

»Pass auf, was du sagst, Luise!« Ludwig packte sie an den Armen und schüttelte sie.

»Schon gut.« Sie machte sich los, erschrocken über seinen Ausbruch.

»Nichts ist gut«, fuhr er sie an. »Ich lasse mir deine Unverschämtheiten nicht länger bieten. Morgen früh begleite ich Rebekka nach Berlin zurück. Und du sorgst dafür, dass dein Bastard dieses Haus ebenfalls verlässt.«

»Ludwig, bitte.«

»Ich habe eine arme Pfarrerstochter geheiratet, ohne dass mich irgendwer daran gehindert hätte. Niemand hat mich deswegen geschnitten oder nicht mehr mit dem gebüh-

renden Respekt behandelt. Ich bin Ludwig von Seydell, ein Mann von Stand, ein angesehener Gestütsbesitzer, ich verkehre in den besten Kreisen. Warum sollte ich mich nicht von der armen Pfarrerstochter wieder scheiden lassen, wenn sie mir nicht mehr gefällt? Gründe hat sie mir jedenfalls genug geliefert. Ich könnte sogar deren Namen aufzählen.«

Luise fuhr der Schreck in alle Glieder. »Ludwig, das kannst du nicht machen!«

»Ach nein? Warum denn nicht?« Er wandte sich ab und schlenderte zur Tür. Die Klinke in der Hand drehte er sich noch einmal um. »Sieh dich vor, Luise. Sonst stoße ich dich in die Gosse zurück, aus der du gekrochen bist.«

Navarra, in derselben Nacht, Mai 1914

Cristina blickte sich im Zimmer um. Sie wollte nur das Nötigste mitnehmen, der Weg war lang, außerdem würde sie nicht viel brauchen. Sie wollte nicht mehr besitzen als die Menschen, mit denen sie von nun an zusammenleben würde. Nach einem Zögern nahm sie die Schatulle vom Frisiertisch, in der sie einige Erinnerungsstücke an ihre Mutter aufbewahrte. Eine Brosche, die Isabella bei ihrer Hochzeit getragen hatte, eine verblichene Fotografie, die sie im Sattel zeigte, und eine Postkarte, die sie Cristina aus San Sebastian geschickt hatte, als sie Alexander zu einer Hengstschau begleitet hatte. Cristina erinnerte sich, wie der Knecht Eduardo ihr stockend den Text vorgelesen und wie viel Mühe er gehabt hatte, die Buchstaben

zu entziffern. Und wie sehr Cristina ihn dafür bewundert hatte, dass er aus diesen sinnlosen Zeichen richtige Wörter zaubern konnte.

Sie trat ans Fenster, doch es war zu dunkel, um viel von den Stallungen und Koppeln zu erkennen. Sie würde Los Pinos vermissen, vor allem die Pferde. Auch wenn sie es ihrem Vater gegenüber ungern zugab, sie liebte diese wunderbaren Tiere ebenso wie er. Vor allem ihre Stute Gitana. Doch wie alle anderen auch musste sie Opfer bringen für die große Sache. Sie konnte Gitana nicht mitnehmen, sich nicht einmal von ihr verabschieden, das wäre zu riskant. Ihr Vater bemerkte vielleicht nicht, wenn sich seine einzige Tochter heimlich forschlich, aber wenn in den Ställen etwas vor sich ging, schien er das zu spüren.

Cristina unterdrückte ein Seufzen. Sie würde auch ihn vermissen, keine Frage. Warum musste er nur so stur sein! Ausgerechnet er sollte es besser wissen. Hatte er nicht am eigenen Leib erfahren, wie ungerecht es war, wenn die einen alles besaßen und die anderen nichts?

Ihr Vater hatte ihr nie viel von seinem früheren Leben erzählt, von seiner Kindheit in Deutschland, von dem Gestüt in der Heide, wo er aufgewachsen war. Er schien auch nichts aus jener Zeit zu besitzen, bis auf eine Taschenuhr, die er ständig bei sich trug. Als Cristina eines Tages all ihren Mut zusammengenommen und ihn gefragt hatte, warum er Deutschland verlassen habe, hatte er erklärt, er habe keine Wahl gehabt, weil sein älterer Bruder das Gestüt geerbt und er mit leeren Händen dagestanden habe. War das nicht ein himmelschreiendes Unrecht? Ihr Vater hatte alles verloren, bloß weil er vier Jahre zu spät

zur Welt gekommen war. Wie konnte er sich da so sehr an seinen Besitz klammern?

Nicht, dass er seine Leute ausbeuten würde, das tat ihr Vater nicht. Er war bei seinem Gesinde beliebt wie kein anderer Don im ganzen Umkreis, und es war richtig, dass er immer selbst mit anpackte. Dennoch bestimmte er allein, was auf Los Pinos geschah, und er konnte seine Bediensteten jederzeit auf die Straße setzen, wenn ihm danach war.

Doch das würde sich bald ändern. Immer mehr Arbeiter wehrten sich gegen ihre Ausbeutung, in der Stadt und auf dem Land. Und ab sofort würde Cristina eine von ihnen sein. Felipe würde ihr eine Anstellung in einer Fabrik in Pamplona besorgen, und dann würde sie Seite an Seite mit ihren Brüdern und Schwestern für Gerechtigkeit kämpfen.

Cristina spähte erneut nach draußen. Alles war dunkel und still, es musste weit nach Mitternacht sein. Vorsichtig öffnete sie einen Fensterflügel. Sie wagte nicht, durchs Haus zu schleichen, die alten Dielen knarrten zu laut. Also musste sie springen. Sie hob die kleine Reisetasche hoch und stellte sie auf das Sims. Die Tasche gehörte einst ihrer Mutter, hatte die Form einer Arzttasche und bestand aus einem festen, mit einem Muster aus Schienen und Eisenbahnen bestickten Stoff, der schon ein wenig abgewetzt war.

Nachdem Cristina sich versichert hatte, dass niemand unter dem Fenster stand, ließ sie die Tasche fallen. Mit einem dumpfen Laut landete sie auf dem Boden. Cristina lauschte, doch im Haus blieb alles still.

Vorsichtig kletterte sie auf die Fensterbank und setzte sich. Es gab weder einen Baum in der Nähe noch Efeu,

das an der Mauer emporgerankt wäre. Immerhin wuchs das Gras auf dieser Seite bis an die Hauswand. Cristina zählte bis drei, dann drückte sie sich ab. Der Aufprall war hart, sie knickte um, stürzte. Rasch stand sie auf und klopfte ihr Kleid ab. Im gleichen Augenblick schalt sie sich eine Närrin. Das Kleid einer Arbeiterin war nicht makellos sauber. Es war allerdings auch nicht von so feinem Stoff und Schnitt wie das ihre. Cristina hatte ihr einfachstes Kleid angezogen, dennoch war es noch immer viel eleganter als alles, was eine Arbeiterin sich leisten konnte.

Cristina nahm die Tasche, bog um die Hausecke und lief die Einfahrt entlang bis zum großen Tor. Es war nicht verschlossen, nur verriegelt. Sie schob den Riegel zur Seite und schlüpfte hinaus. Erst als sie das Tor wieder hinter sich zugezogen hatte, wagte sie einen Blick durch die Gitterstäbe zurück zum Haus.

Im Zimmer ihres Vaters brannte Licht. Cristinas Herz krampfte sich zusammen. Sie wollte ihm nicht wehtun, aber sie hatte keine Wahl. Vielleicht würde er es eines Tages verstehen, vielleicht würden sie sich eines Tages wiedersehen, und er würde sie in den Arm nehmen so wie früher, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war, und sie ganz fest halten.

»Ich bin stolz auf dich, mein Engel«, würde er sagen, genau wie damals.

»Und ich bin stolz auf dich«, würde sie antworten.

Alexander hatte unruhig geschlafen. Die halbe Nacht hatte er im Schein einer Petroleumlampe dagesessen und gegrübelt. Warum hasste Cristina ihn so sehr, dass sie sich

auf die Seite der Menschen schlug, die alles vernichten wollten, was er aufgebaut hatte? Was hatte er falsch gemacht?

Alexander hatte durchaus Verständnis dafür, dass die Arbeiter für ein besseres Leben kämpften, und er wäre der Erste, der sie unterstützte. Aber Cristina wollte mehr, sie wollte das System umstürzen, jedem seinen Besitz nehmen und ihn neu verteilen. Dafür hatte er kein Verständnis. Wenn alles allen gehörte, wie sollte dann dafür gesorgt werden, dass die Arbeit getan wurde? Und wer würde noch um etwas kämpfen, bis zum Umfallen dafür rackern, wenn es gar nicht ihm gehörte?

Irgendwann war Alexander dann doch vor Erschöpfung eingeschlafen. Als er aufwachte, ging die Nacht gerade in die Dämmerstunde über. Er stand auf, wusch sich, kleidete sich an und eilte zu den Stallungen. Inzwischen waren zu dem großen Stall, den sie nach dem Feuer neu gebaut hatten, zwei weitere hinzugekommen. Los Pinos ging es gut.

Um diese Jahreszeit waren die Ställe jedoch leer, die meisten Pferde blieben auch über Nacht draußen auf den Koppeln. Nur einige Reittiere standen in ihren Boxen und eine Mutter und ihr Fohlen im Stutenstall. Das Kleine war krank und musste unter Beobachtung bleiben.

Nachdem Alexander nach Mutter und Kind gesehen hatte, warf er einen Blick in den Stall mit den Reitpferden und atmete erleichtert auf, als er Gitana erblickte. Er würde später noch einmal mit Cristina reden, ganz in Ruhe.

Zurück im Haus bemerkte Alexander sofort, dass etwas

nicht stimmte. Vom ersten Stock drang Floras klagende Stimme zu ihm herunter, Schritte polterten über die Holzdielen, ein Fenster wurde krachend zugeschlagen.

Cristina! Alexander nahm zwei Stufen auf einmal. Im Korridor prallte er mit Flora zusammen.

»Sie ist fort«, schluchzte die alte Köchin. »Sie hat uns verlassen.«

»Hat sie nicht«, sagte Alexander beruhigend und tätschelte ihr die Schulter. »Ihre Stute steht im Stall.«

Er blickte auf und sah den Knecht Eduardo, der in Cristinas Zimmertür stand. Sein Blick war ernst.

Alexander ließ Flora los und trat zu ihm.

»Das Fenster war offen, Don Alexander. Und ein paar Sachen fehlen, sagt Jorja.«

Alexander stürzte ins Zimmer, wo die Magd gerade den Schrank durchsuchte. Als sie ihn bemerkte, richtete sie sich auf und knickste.

»Was fehlt?«, fragte er knapp.

»Ein paar Kleidungsstücke, Don Alexander. Außerdem die alte Reisetasche von Doña Isabella. Und eine kleine Schatulle, die immer auf dem Frisiertisch stand.«

Alexander musste sich an den Türrahmen lehnen, ihm war plötzlich schwindelig. Cristina war fort, und sie hatte nicht vor zurückzukommen. Seine Gedanken begannen zu rasen. Wenn sie die Stute nicht genommen hatte, musste sie ihre Flucht schon länger geplant haben, dann hatte dieser Felipe sie mitten in der Nacht abgeholt.

Unbändige Wut wallte in ihm hoch. Der Dreckskerl, wie konnte er es wagen! Keinen Funken Ehre hatte dieser Bauernbursche im Leib.

»Ich weiß, wo sie ist«, sagte er mit gepresster Stimme.
»Ich hole sie zurück.«

»Ich komme mit, Don Alexander«, sagte Eduardo hinter ihm. Er stockte. »Wenn Sie erlauben.«

Alexander drehte sich zu ihm um. »Das muss ich allein tun.«

Eduardo senkte den Blick. »Mit Verlaub, Don, aber das halte ich für keine gute Idee. Ich kenne diesen Felipe und seine Freunde.«

Alexander schnappte nach Luft. »Woher weißt du ...«

»Ich habe einmal gesehen, wie er die Señorita nach Hause gebracht hat. Seine Familie besitzt einen kleinen Hof im Tal. Milchvieh. Die beiden saßen auf dem Milchkarren, Gitana hatten sie hinten angebunden.«

Alexander starrte ihn an. »Und du hast kein Wort gesagt?«

»Ich dachte, es wäre nur dieses eine Mal gewesen.«

Alexander beherrschte sich mühsam. Er schlug mit der Faust gegen den Türrahmen, einmal, zweimal. Dann sah er wieder zu Eduardo. »Sattle zwei Pferde. Beeil dich!«

Der Knecht eilte davon.

Alexander wandte sich Jorja zu. »Du bist dafür verantwortlich, dass kein Wort von dem hier nach außen dringt. Niemand erfährt etwas davon, verstanden?«

Die Magd nickte. »Ja, Don Alexander.«

»Und jetzt beruhige Flora, ihr Gejammer ist ja nicht auszuhalten.«

Zehn Minuten später ritten Alexander und Eduardo auf der Landstraße ins Tal. Sie hatten sich ihre Gewehre umgehängt, doch Alexander hoffte inständig, dass sie

die nicht würden benutzen müssen. Schon allein wegen Cristina. Aber bei den Anarchisten wusste man nie. Manche riefen nur zum Streik auf, andere legten Bomben und erschossen Menschen, die ihnen im Weg standen.

Je näher sie ihrem Ziel kamen, desto unruhiger wurde Alexander. Cristina würde sich mit Händen und Füßen wehren, so viel stand fest. Und wenn dieser Felipe ein paar seiner Freunde dabeihatte, wären Eduardo und er hoffnungslos in der Unterzahl. Alexander war plötzlich sehr froh, dass er nicht allein losgeritten war. Noch wohler wäre ihm, wenn er seine anderen Knechte ebenfalls mitgenommen hätte. Aber auf den Gedanken war er gar nicht gekommen. Zu sehr war er daran gewöhnt, der Herr zu sein, dem alle gehorchten und der seinen Willen nicht mit Gewalt durchsetzen musste. Aber Männer wie Felipe de Olivarez akzeptierten ihn nicht als Herrn. Sein Wort galt bei ihnen nichts.

Endlich tauchte der Hof vor ihnen auf. Er lag am Rand von Urroz am Ufer des Río Erro. Ein alter Mann trat ihnen entgegen, kaum dass sie vor das Haus geritten waren.

Er nahm die Mütze ab. »Was kann ich für Sie tun, Don Alexander?«

»Sind Sie Señor de Olivarez?«

»Der bin ich, Don.«

»Wir suchen Ihren Sohn Felipe.«

»Da sind Sie nicht der Einzige. Darf man fragen, was Sie von ihm wollen?«

Alexander zögerte. »Das geht nur ihn und mich etwas an.«

Der Alte nickte nachdenklich. »Ich weiß nicht, wo der Bursche steckt, Don Alexander.« Er ließ den Blick über

den Hof schweifen. »Ich weiß überhaupt nichts über ihn. Er kommt und geht. Sieben Kinder haben meine Hilaria und ich großgezogen, Don Alexander. Alle sind gut geraten. Nur Felipe macht Schwierigkeiten. Zu viel Wissen hat er in sich hineingestopft, das hat noch niemandem gutgetan, davon erledigt sich die Arbeit auf dem Hof nicht. Der Arzt ist schuld. Er hat gesagt: ›Schickt den Jungen zur Schule, er ist klug, aus ihm wird etwas werden.‹ Vom Mund haben wir es uns abgespart, obwohl wir seine Hilfe dringend hier gebraucht hätten. Ich dachte, dann wird er vielleicht auch Arzt. Oder Anwalt. Aber nein, nichts als verrückte Ideen hat er im Kopf, wirft mit Namen von Menschen um sich, die ihm das Hirn verdreht haben. Marx. Kropotkin. Bakunin. Haben Sie von denen schon mal gehört?«

Das hatte Alexander in der Tat. Allesamt Fanatiker, die die bestehende Ordnung der Welt gewaltsam umstürzen wollten. »Haben Sie eine Ahnung, wo er stecken könnte?«

»Bei seinen Freunden von der CNT, nehme ich an.«

Die »Confederación Nacional de Trabajo« war die verbotene anarchistische Gewerkschaft, die vor vier Jahren in Barcelona gegründet worden war.

»Danke, Señor de Olivarez.« Alexander wendete sein Pferd.

»Was hat er denn angestellt?«, rief der Alte ihm nach.

Doch Alexander antwortete nicht. Er sprenge so schnell vom Hof, dass Eduardo Mühe hatte mitzukommen.

»Wohin reiten wir?«, fragte der Knecht, als er aufgeschlossen hatte.

»Nach Pamplona. Ich werde diese Ratten schon aufstöbern.«

»Tun Sie das nicht, Don Alexander!«

»Niemand wird mich davon abhalten.« Alexander trat dem Pferd in die Seite, es machte einen Sprung nach vorn und galoppierte noch schneller.

»Denken Sie an Cristina«, rief Eduardo ihm hinterher.

Was glaubte dieser Bursche, warum er das tat? Alexander preschte weiter, doch Eduardos Worte hallten in seinem Kopf wider. Verunsichert ließ er das Pferd in den Trab fallen. »Wie meinst du das, Eduardo?«

Der Knecht ritt neben ihn. »Sie helfen ihr nicht, wenn Sie das Büro der Gewerkschaft stürmen und die Herausgabe Ihrer Tochter fordern. Im Gegenteil.«

Alexander zog an den Zügeln und sah Eduardo auffordernd an. »Red weiter.«

»Es wird sich herumsprechen, dass Señorita Cristina mit einem jungen Mann ...«

»Das genügt.« Alexander hob die Hand. »Du hast ja recht, Eduardo. Aber ich muss sie finden, das verstehst du doch. Jede weitere Nacht, die sie mit ihm verbringt, macht es schlimmer.«

»Lassen Sie uns heimlich nach ihr suchen. Wenn niemand erfährt, was geschehen ist, kann es vielleicht ver tuscht werden.«

Alexander nickte nachdenklich. »Also gut. Ich kehre nach Hause zurück. Zum Glück habe ich Jorja bereits darum gebeten, nichts zu erzählen. Ich werde es nochmals allen einschärfen. Du reitest nach Pamplona und siehst, was du über die CNT und die Anarchisten herausfindest. Und über Felipe. Er muss ja irgendwo übernachtet, wenn er nicht zu Hause ist. Und dort finden wir auch Cristina.

Auf, beeil dich, wir dürfen keine Zeit verlieren. Aber sei vorsichtig, diese Männer sind gefährlich.«

»Das bin ich. Sie können sich auf mich verlassen.« Der Knecht schickte sich an weiterzureiten.

»Eduardo?«

»Ja, Don Alexander?«

»Ich danke dir. Du hast mich vor einer großen Dummheit bewahrt.«

Lüneburger Heide, eine Woche später, Mai 1914

Dunkle Wolken ballten sich am Himmel, ein kühler Wind blies und wirbelte trockene Blätter auf, die sich in einer Ecke des Bahnhofsgebäudes gesammelt hatten. Obwohl es erst kurz nach sieben war, drängten sich mehr als zwei Dutzend Menschen auf dem Bahnsteig.

Luise trat unruhig von einem Fuß auf den anderen.

»Mach schon, Martha, wir müssen uns beeilen.«

»Ich komme, gnädige Frau.« Martha löste sich von Georg, der seine Frau zum Abschied umarmt und geküsst hatte. Er sah besorgt aus, doch zum Glück konnte sich Luise blind auf ihn verlassen. Es würde ihm nie in den Sinn kommen, sie zu verraten.

Da Luise ihrer Zofe die Wahrheit über ihr Reiseziel hatte anvertrauen müssen, war sie nicht umhingekommen, auch ihrem Halbbruder reinen Wein einzuschenken. Schließlich wollte sie seine Frau mitnehmen. Außerdem hätte Martha ihm ohnehin alles gebeichtet. So gut sie darin war, Geheimnisse zu wahren, ihren Georg mochte sie nicht an-

lügen. Er wusste also, was sie vorhatten, und machte sich natürlich Sorgen.

Für alle anderen auf Seydell fuhr Luise mit ihrer Zofe für ein paar Tage nach Hamburg, um Einkäufe zu erledigen, den Schneider und den Frisör aufzusuchen und Cléo de Mérode tanzen zu sehen, die im Hansa-Theater gastierte. Ihr wahres Reiseziel jedoch war fast zweitausend Kilometer weiter entfernt.

Eine Pfeife schrillte. Luise stieg in den Waggon, Martha folgte ihr hastig. Sie betraten das Abteil, in dem der Träger bereits ihre Koffer abgestellt hatte. Kaum saß Luise, da setzte sich der Zug auch schon in Bewegung. Martha ließ das Fenster herunter und winkte Georg, bis sie ihn nicht mehr sehen konnte. Dann nahm sie Luise gegenüber Platz und schaute sich um.

»Das ist das erste Mal, dass ich in der zweiten Klasse reise«, sagte sie und strich über das Polster.

»Warte ab, bis du die erste Klasse siehst«, erwiderte Luise mit einem leisen Lächeln. »Dagegen ist das hier ein Viehwagen.«

Der einfache Personenzug von Lüneburg über Buchholz nach Hamburg verfügte über keinen Waggon erster Klasse, sodass Luise für diesen Teil der Reise mit der zweiten Klasse vorliebnehmen musste. Erst ab Hamburg würden sie im Schnellzug bequem erster Klasse reisen können. Luise hatte die Zofe nicht in der dritten Klasse untergebracht, wie es üblich war, sondern für sie beide im gleichen Abteil gebucht. So konnte Martha ihr auf der langen Fahrt Gesellschaft leisten, und Luise wäre nicht gezwungen, aus Höflichkeit im Speisewagen mit Mitreisenden Konversation zu pflegen.